

dabei herauskommt, zeigen Erklärungen des englischen Rundfunkredakteurs Zahoe Hoal, der davon phantasierte, daß die zweite Front, wenn (1) sie einmal eröffnet sei, „niederstürmende Erfolge“ ergeben würde. Wären wir dann auf dem Kontinent gelandet und der Marsch nach Berlin würde angetreten werden. Es werde kein Zurück mehr geben, bis die Hauptstadt Deutschlands besetzt sei. — Wenn Stalin diese blöde Maulschere zu Ohren gekommen ist, wird er grimmig gelacht haben. Uebrigens sind selbst die Landstrolähe des Prahlhans etwas anderer Auffassung. „News Chronicle“ zum Beispiel warnt: „Wenn wir zuschlagen, werden wir einen Kontinent angreifen, der alle Vorbereitungen getroffen hat, um uns aufzubauen.“ Auch „News Review“ sieht Schwierigkeiten. Das Herbstwetter begünne, ein „gewagtes Unternehmen“ wie die zweite Front aber könne nur unter den günstigsten Witterungsverhältnissen durchgeführt werden. Schnee und Stürme bildeten bei dem entscheidenden Luftwaffenkampf ein allzu großes Hindernis. Noch viel schlimmer sieht die in Argentinien in englischer Sprache erscheinende Zeitung „Standard“, wenn sie schreibt: „Keine britische Regierung würde die Niederlage der letzten verfügbaren Armeen überdauern; deshalb ist das Versprechen zur Errichtung einer zweiten Front eine der größten Dummheiten der letzten Zeit gewesen, und die Engländer wären froh, wenn sie dieser lästigen Verpflichtung entbunden wären.“ Das klingt etwas anders als die Tiraden des Herrn Zahoe Hoal! Daß es aber möglich ist, in England das Thema von der zweiten Front in so fragwürdiger Weise zu kommentieren, beweist, wie sehr man durch das dauernde Drängen des sowjetischen Bundesgenossen aus der Fassung geraten ist. Man sucht Trostpillen, verabreicht alle Arten von Medizin, von der zuckersüßen bis zur gallbitteren — und ist sich offenbar dabei völlig klar darüber, daß alle diese Mittelchen nicht helfen können.

Aus diesem Bewußtsein ist offenbar auch die gewaltige Aufregung um das Stalin-Interview entstanden. Es brachte im Grunde nichts Neues — aber es hat genau den „neutralistischen Punkt“ in der Kriegsführung der Alliierten getroffen, hat die Schwäche dieses Konjunktivs von Kriegsverbrechern einseitig bloßgelegt. Zufällig traf es zeitlich mit den bedeutamen und inhaltsreichen Eröffnungen des Führers, des Reichsaußenministers und des Reichsmarschalls zusammen, in denen aufgrund nicht abjuschreitender Tatsachen festgelegt werden konnte, daß Europa heute unangreifbar ist: sowohl der Wodabe als auch dem Versuch einer zweiten Front gegenüber. Das alles zusammen bringt die Herrschaften so gewaltig in Harnisch. Denn es ist der seltsame Fall eingetreten, daß sich Freund und Feind in der Beurteilung der Lage einig sind. Was man es unmöglich, die zweite Front zu errichten, oder Unangreifbarkeit Europas nennen: es bleibt die Tatsache, daß diese Lage den Briten und Amerikanern keine Chance bietet und daß die Sowjets nicht auf eine Entlastung rechnen können, die sie zur Abwendung der endgültigen Niederlage so bitter nötig hätten. Es ist ein schwacher Trost, wenn USA-Zeitungen heute schreiben, die amerikanische „Invasionsarmee“ in England sei bereits zu einer „riesigen Stärke“ angewachsen. Die Sowjets stellen mit Recht die Frage, warum denn dann diese „riesige Armee“ tatlos herumsteht, und ob man in London und Washington die törichte Hoffnung hegt, im nächsten Frühjahr würden die Ausichten für die zweite Front um einen Deut besser sein. Und ist es gleichgültig, wie der Feind mit dem dieses Thema entflammten Kriege fertig wird; und genügt es, daß er mit der endlosen Erörterung dieses Problems einen überzeugenden Beweis seiner Schwäche gibt. Mögen die Charlatane aus dem gegnerischen Lager weiter verzweifeln an dem neutralistischen Punkt der zweiten Front herumdoktern: wir führen den Krieg weiter und bauen Europa. Denn bei uns gibt es keine neutralistischen Punkte.

Unglücksrabe Willkie

Von unserer Berliner Schriftleitung

In den Vereinigten Staaten weiß man kaum noch, was den politischen Kreisen dort die Stimmung mehr verdirbt, die Brisanzwirkung der Erklärung Stalins oder das Geschwätz Willkies über die Notwendigkeit der Errichtung der zweiten Front. Große amerikanische Zeitungen schreiben jetzt, Willkie fordert nach einer zweiten Front sei „nicht wert, gelesen zu werden“, oder: „Roosevelt hat seinen persönlichen Vertreter den Teppich unter den Füßen weggezogen“, oder: „Roosevelt hat den geschwätzigen Führer der lokalen Opposition auf die diplomatische Weltbühne hinausgeschickt, damit er sich vor aller Welt bloßstellt.“ Was diese Distanzierungsversuche betrifft, so müssen diese Blätter, die die Reise Willkies mit reichlichen Vorwürfen überladen, immerhin selbst zugeben, daß Willkie eine große Rolle als Sondergesandter Roosevelts unternahm und daß seine Versicherungen infolgedessen wohl oder übel Gewicht beizumessen ist. Und was die ungläubige Behauptung betrifft, Roosevelt habe ihn auf die Reise geschickt, damit er sich selber bloßstelle, so wußte noch gestern ein großes amerikanisches Blatt auf Grund einer Information seines Berichterstatters aus Washington zu melden, Willkie sei nach Beendigung seiner Reise für einen sehr hohen Posten in der Regierung vorgesehene.

Willkie selbst scheint im fernen Tschungking, wo er sich zur Zeit auf Dinners herumtreiben läßt, über die gegen ihn ausgelassene Stimmung in seinem eigenen Lande noch nicht ganz im Bilde zu sein; denn er hat auf einer Pressekonferenz in Tschungking wieder eine ganz ähnliche Erklärung losgelassen wie in Moskau: „Es ist meine persönliche Ansicht, daß die Zeit jetzt für eine allgemeine Gegenoffensive an allen Punkten für die alliierten Nationen reif ist. Wir sind bereit, einige Lo-Schläge auszusenden.“ Damit hat er zum zweitenmal in die Kerbe Stalins, noch dazu wenige Tage nach der berühmten Stalin-Erklärung über die zweite Front. Die Behauptung Willkies, daß man „zu Lo-Schlägen bereit“ sei, wird man in den Vereinigten Staaten mit um so gemäßigteren Gefühlen aufnehmen, als ja dort die Frage im Gegensatz zu den amtlichen Großmäuligkeiten immer wieder nachwiehelt, daß die USA vorläufig zu militärischen Großaktionen noch nicht fähig sind.

„Wird die Steuerstelle in der Welt“. Bei der Vorlage des neuen Besteuerungsprogramms am 12. Senat erklärte Senator Roosevelt: „Das amerikanische Volk steht der größten Steuerstelle in der Geschichte der Welt gegenüber.“

Stalins „Störungsaktion“

Von unserer Berliner Schriftleitung

Wie sich jetzt herausstellt, ist der amerikanische Botschafter in Moskau, Admiral Stanleys, unmittelbar nach seiner Unterredung mit Stalin, die am Dienstag stattfindende, im Flugzeug nach Washington abgereiste. Die überstürzte Abreise entspricht der auffallenden Eile, mit der Stalin die Erklärung, die das Feindlager in so große Erregung versetzt hat, dem amerikanischen Korrespondenten in Moskau mitten in der Nacht übergeben ließ. Uebrigens ist auch der amerikanische Botschafter in Ankara, Steinhardt, zur Berichterstattung nach Washington befohlen worden.

Als die Abreise Admiral Stanleys von Moskau in der Pressekonferenz des Weißen Hauses bekannt wurde, steigerte sich unter den Anwesenden die Aufregung noch mehr, die durch die ganze Stalin-Erklärung hervorgerufen worden war. Roosevelt wurde durch zahlreiche Anfragen in Verlegenheit versetzt, denen er sich dadurch zu entziehen versuchte, daß er behauptete, die Reise Stanleys habe „gar keine besondere Bedeutung“. Aus seiner weiteren Antwort ging hervor, daß im Weißen Haus auf Grund der sensationellen Stalin-Erklärung eine Unmenge erregter und besorgter Anfragen aus dem ganzen Lande eingegangen ist. Die starke Beunruhigung der amerikanischen Öffentlichkeit spiegelt sich auch in zahlreichen Pressestimmen wider. Man weist verärgert darauf hin, daß Stalin „über den Kopf der Regierung hinweg“ gehandelt habe, wie beispielsweise der „Philadelphia Record“ schreibt. Das Blatt schließt seinen Artikel mit dem vielsagenden Satz: „Wir sitzen alle zusammen in einem Boot, und das Boot leckt.“ Auch in England sieht die Öffentlichkeit nach wie vor unter dem lebhaft beunruhigenden Eindruck des Stalinschen Schreibens. Sogar die sonst gegenüber den Sowjets so maßvolle „Times“ nennt die Erklärung Stalins ein störendes Dokument und schreibt ihm direkt die Absicht zu, daß er eine Störungsaktion habe unternehmen wollen, während der Feind zugehört habe.

Unterbreitet stellt sich heraus, daß Stalin sich mit seiner Aktion nicht zu begnügen gedankt. Am Sonntag, 25. Oktober, findet in London auf dem Trafalgar Square auf Veranlassung der englischen Kommunisten, das heißt des Botschafters Maiffo, eine große Kund-

gebung statt. Dabei soll für die zweite Front agitiert werden, und darüber hinaus will man von Churchill sogar eine Regierungsumbildung verlangen. Es sollen Lordlangler Sir John Simon, Innenminister Amery und noch einige andere Kabinetmitglieder entlassen werden, ferner sollen die Botschafter Sir Samuel Hoare in Madrid und Lord Halifax in Washington zurücktreten, weil diese Männer „ein politisches Hindernis für die Errichtung einer zweiten Front“ darstellen. Außerdem macht sich eine Zusammenarbeit von Labour-Abgeordneten mit linksradikalen Elementen im Sinne Stalins bemerkbar. Es handelt sich also bei dieser Aktion um eine unerkennbare Vermischung Stalins in innere Angelegenheiten der englischen Regierung.

„Jetzt sind wir an der Reihe zu warten!“

„Englische Wahrheiten“ für die Spießgesellen in Ost und West

Stockholm, 8. Oktober. Vernon Bartlett, Mitglied des englischen Parlaments, benutzte die Gelegenheit längerer Ausführungen im Londoner Nachrichtendienst, um seinen Stolz über die „unzeitgemäße“ Forderung der Sowjets nach Errichtung der zweiten Front und die kritischen nordamerikanischen Stimmen abzureagieren. Er schreibt u. a.:

„Wenn Stalin von der Hilfe spricht, die die Sowjets den Verbündeten leisten, indem sie die Hauptkrieftkräfte der Gegner auf sich gezogen hätten, dann sage ich an zu protestieren. Einige Amerikaner haben scheinbar eine schlechte Meinung von einigen Engländern, und wenn sie es sich nicht mehr überlegen, werden sie durch Stalins Forderung eine noch schlechtere Meinung haben. Deshalb will ich sie daran erinnern, daß kein Land mehr dazu beigetragen hat, die Hauptkrieftkräfte des Gegners auf sich zu ziehen, als England. Es war Großbritannien, das gegen Deutschland in den Krieg zog; es war Großbritannien, das Streitkräfte nach Norwegen, Belgien, Niederlande, Frankreich und Griechenland schickte.“

Nach diesem Eingeländnis, daß England von Anfang an die blutig-schmutzigen Geschäfte des

„Seit 24 Stunden schwerer als je...“

BS. Genf, 8. Oktober. (Eigener Bericht.) Die letzten gegnerischen Berichte über die Lage zu Stalingrad lauten ziemlich zurückhaltend, müssen indessen zugeben, daß die deutschen Angriffe seit 24 Stunden schwerer als je seien. Die bolschewistischen Stellungen im Stadtkern seien besonders von nördlicher und nordwestlicher Richtung wiederum einem ungeheuren Druck ausgesetzt. Sogar nachts dauerten die Kämpfe an im Schein von Fallschirmraketen.

Von der Frontfront wird berichtet, daß die Sowjets dort in schwere Kämpfe verwickelt seien gegen starke deutsche Truppenverbände, die in ihrem Angriff auf die Grosny-Oelfelder ständige Fortschritte machten.

Westkriegsbegehr im Weißen Haus und seiner jüdisch-bolschewistischen Auftraggeber geführt hat, fährt Bartlett in typisch englischer Borniertheit fort:

„Die Tatsache, daß wir zu schwach waren, diese Expeditionen zu einem erfolgreichen Ende zu führen, vermindert nicht den Mut, mit dem sie in Angriff genommen wurden (12). Die Tatsache, daß uns damals kein Land zu Hilfe kam (13), verringert nichts an der Tatsache, daß diese Länder gewartet haben, bis sie selbst vorbereitet waren, um anzugreifen. Aber wir in Großbritannien behaupten, daß, weil wir handelten, als die anderen warteten, wir jetzt an der Reihe sind zu warten, bis unsere Vorbereitungen soweit fortgeschritten sind, daß wir die Hoffnung haben können, wirkungsvoll zuzuschlagen.“

Hoffen und harren... Stalin wird dieses Sprichwort sicher auch kennen.

„Die Sowjets denken nicht mehr sehr hoch von den Briten“

Genf, 7. Oktober. Die englische politische Wochenzeitschrift „News Review“ schrieb am 1. Oktober in einem Lagebericht zum innerpolitischen Geschehen in Großbritannien, Churchill habe gegenwärtig eine verhältnismäßig ruhige Zeit, weil der „turbulente Sowjetbotschafter Maiffo“ aus irgendeinem geheimnisvollen Grund aufgehört habe, öffentlich und privat von einer zweiten Front zu sprechen. Recht sorgenvoll hingegen lauteten die Berichte, die Churchill aus Moskau erhalten: denn in jedem Heise es, daß die Sowjets nicht mehr sehr hoch von den Engländern als ihren Verbündeten dächten.

So schrieb die englische Zeitschrift am 1. Oktober, heute, am 7. Oktober, ist es nach der Stalin-Erklärung auch um die zweite Front wieder „turbulent“ geworden und die sorgenvollen Berichte aus Moskau häufen sich.

Im übrigen, so schließt „News Review“, gehöre aber nach wie vor die Schiffahrt zu den großen Problemen, mit denen England und die USA fertig zu werden verfechten. Selbst Churchill habe neulich in einer Vorkast auf den Verband britischer Schiffbauer erklärt, die Schiffjahrsfrist sei noch immer äußerst ernst. England und Amerika brauchten dringend jedes einzelne Schiff, das gebaut werden könne.

Begegnung mit einem englischen Unterseeboot

Von dem Kriegsberichterstatter Herbert Kühn

PA. Bei der Kriegsmarine, im Oktober 1942. Durch die unendlich wirkende Weite des Atlantischen Ozeans bahnt sich U-Boot seinen Weg, um möglichst bald in das befohlene Operationsgebiet zu kommen. Die lange Dämmerung, die uns gegen den Bug steht, läßt das tapfere kleine Boot immer wieder verschwinden in rauschenden Wasserflatschen. Es beginnt zu dunkeln, und ein dicker Dunst liegt über der Küste, die wir immer und immer wieder mit unseren scharfen Gläsern abscufen.

Da, was ist das? Ein Schatten liegt ein paar hundert Meter vor uns. Der Kommandant wird „gewahrhaft“, entert auf die Brücke. Es ist ein Unterseeboot. Wir stehen in ängstlicher Schußposition. Aber der Kommandant will noch nicht schießen, da die Gefahr besteht, daß es sich um ein deutsches U-Boot handeln könnte. Die Umrisse des Bootes verbleichen sich bei der schlechten Sicht. Verdammt — da schießt sich auch noch ausgerechnet ein dicker Dunstballen zwischen uns. Wir begeben uns auf die Suche, laufen mit kleiner Fahrt umher, um den anderen genau ausmachen zu können.

Da — da ist er wieder! Keine 400 Meter an Steuerbordseite querab. Er hat uns noch nicht gesehen. Es ist ganz zweifellos ein großes englisches Boot, etwa 1800 Tonnen groß. Wir können es jetzt ganz einwandfrei an seinen Aufbauten erkennen. Drohend ragt eine große Kanone aus seinem Turm heraus. Jetzt auf die günstigste Lage laufen... Aber da braust an seinem Bug die See hoch auf, er bekommt einen „Schwanzbarr“ — Er hat uns entdeckt, dreht hart Steuerbord, um uns vor sein Bugrohr zu bekommen. Mit ein paar Worten verständigen sich Kommandant und U-Boot. Es hat in diesem Falle keinen Zweck, Besatzung und das kostbare Boot leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Der Kampf ist so ungleich, daß er aussichtslos ist.

Wir zeigen mit Handgelenk die Eisen. Jetzt liegt er genau in unserem Kiewwasser. Wir beschließen, daß er uns mit seiner Kanone einige unerfreuliche Abendröße in die Suppe spucken will. Ja, gegen einen solchen Gegner sind wir in dieser Lage machtlos.

„Alarm!“ Die Situation ist äußerst unkomfortabel. Als ich im Turm verschwand — wir lassen uns einfach in die Zentrale hinunterfallen —, sah ich den Turm dicht hinter uns. Da fluten wir auch schon. Warum schießt er nicht? Wir erwarten direkt den Schuß, bei dieser kurzen Entfernung auch den unermesslichen Treffer! Unverhofft, daß der Turm nicht schießt. Die Kerven sind zum Zerreißen gespannt. Einlegen dauert es, bis der Tiefenmesser 20 Meter zeigt. Immer noch geht das Boot vorläufig weiter auf Tiefe.

Da ertönt eine gewaltige Detonation! Das Boot zittert und bäumt sich fast. Wild schlagen die Zylinder in den Manometern aus. Wie Piloten schiffe klingen die explodierenden Wasserflatschen. Aber alles ist heil. Die Alarmmeldungen aus allen Abteilungen laufen in der Zentrale beim V. J. und beim Kommandanten ein, ruhig, lachend und nüchtern: „Bugraum klar — kein Wassereintrich!“ — „Sedraum klar — kein Wassereintrich!“ Der Dritte hat einen Torpedo auf uns abgeschossen.

Wir können noch immer nicht begreifen, warum der Torpedo ein so sicheres Ziel, wie wir es ihm notgedrungen boten, nicht mit der Artillerie angenommen hat. Hat er keine große Überlegenheit so spät erkannt, oder schien sie ihm nicht ausreichend genug? War seine Artillerie unklar? Wir wissen es nicht. Wir laufen unter Wasser mit unverändertem Kurs davon. Noch lange hören wir im Horchgerät das Geräusch seiner mahlenden Schrauben über uns. Ein Glück, daß er keine Wasserbomben an Bord hat.

Das Schraubengeräusch wird schwächer und verliert sich. Sicher hat er durch die Explosion seines Torpedos — als Grundläufer — gelaubt, uns vernichtet zu haben. Es erscheint uns wie ein Wunder, daß es nicht tatsächlich so ist.

Nach einer Stunde wagen wir uns vorsichtig wieder hinauf. Sternensklare Nacht, ein blickendes dießige Licht. Wir müssen höflich auf dem Meer sein. Es besteht Verdacht und Gefahr, daß der Dritte, der ja viel schneller ist als wir und dessen Überlegenheit in jeder Beziehung außer Frage steht, uns verfolgt und doch noch zu dem verberberbringenden Schuß kommen will. Aber wir sind auch auf die Herren Engländer da drüben scharf. So leicht geben wir den Kampf nicht auf. Besteht auch nur die geringste Chance, so greifen wir an. Wir suchen und horchen, auden uns fast die Augen aus dem Kopf, besonders als die Morgendämmerung einsetzt und die Sicht besser wird. Nichts! Wald liegt über dem Wasser die goldene Sonne, die Brecher und Seen, die überkommen, mit ihren Strahlen kristallisiert. Wir sind allein.

Die britische Admiralität wird wohl U... — das dritte mal übrigens — als versenkt melden. Von uns aus! Da leben wir um so länger, und die folgenden Wochen werden beweisen, daß U... noch da ist.

Wir sind von den erregenden Vorgängen der Nacht hundemüde. Die Freitagsnacht hat sich in die Ruhe. Die graue See umspült unser braves Boot. Der Atem des Atlantik wiegt uns in wohlbedienten Schlaf...

Hauptkrieftreffer: Hans Christian Meyer, Verlag u. Druck: M. Gieseler, Imperial-Verlag, Weistüte 9.

„Wer nicht Disziplin hält, wird erschossen“

Ein drohender Aufruf Stalins

Berlin, 7. Oktober. In der gesamten Sowjetpresse ist ein „Aufruf an das sowjetische Volk“ erschienen, der höchst aufschreckende Rückschlüsse auf die innere Lage der Sowjetunion zuläßt. Dieser Aufruf, der auch vom sowjetischen Nachrichtenendienst verbreitet wurde, trägt bezeichnenderweise die Überschrift: „Eiserne Disziplin, die Hauptbedingung des Sieges“. Der Sowjetbevölkerung, die bisher mit Illusionen über die Errichtung der zweiten Front getäuscht worden war, wird nun in unzweideutiger Weise der wahre Ernst der Situation enthüllt, wenn ihr in brutalen Worten angedroht wird, daß wie an der Front auch im Hinterland jeder, der nicht strengste Disziplin halte, rückwärts geschossen werde.

Stalin, dessen verzweifelte Hilferufe an seine Verbündeten in England und in USA nichts anderes als Debatten und Diskussionen, aber keine wirkliche Unterstützung auslösten, hat anscheinend erkannt, wie wenig den vortrefflichen Versprechungen Churchills und Roosevelts zu trauen ist. Er versucht, mit drastischen und brutalen Maßnahmen seine Gewalttätigkeit aufrechtzuerhalten und das letzte an Leistungen und Kraftanstrengungen aus der Bevölkerung herauszupressen. Er weiß, daß der nahende Winter unauflösbare Probleme militärischer und versorgungswirtschaftlicher Natur mit sich bringt. Der betrogene Partner der westlichen „Demokraten“ malt nun der unvorsichtigen, mißhandelten Sowjetbevölkerung ein erschreckendes Bild ihrer Lage, er läßt ihr, daß der Feind zur Wölga und zum Kaukasus dränge und nach der Einnahme Stalingsrads Moskau zu besetzen plane. In dieser schweren Situation dürfe keine Schlamperei und keine Disziplinlosigkeit aufkommen. Daher werde jeder, der, ganz gleich ob an der Front oder im Hinterland, keine Disziplin halte, erschossen werden. Was das bei den bekannten G.P.U.-Methoden bedeutet, kann man sich denken; genügt im Vorabes der Bauern und Arbeiter doch schon der leiseste Verdacht, um dem Blutterror und den Genickschussmethoden des Krenels rettungslos ausgeliefert zu sein. Wenn Stalin bei der stumpfen Dummheit, mit der die Sowjetbevölkerung ihr schweres Los trägt, gezwungen ist, zu solchen brutalen Maßnahmen zu greifen, weiß man, was die Glöde geschlagen hat.

Stalin darf heben

USA-Entgegenkommen

Stockholm, 7. Oktober. Die „New Herald Tribune“ sandte folgendes Telegramm an Stalin: „Eine große amerikanische Veranstaltung zur Förderung der Kriegsanstrengungen wird am 17. November unter der Leitung der „New York Herald Tribune“ abgehalten werden. Ansprachen aller Oberhäupter der „verbündeten Nationen“ sind in diesem Zusammenhang geplant. Würden Sie uns die Ehre erweisen, hierzu eine kurze Botschaft zu senden. Ihr Botschafter ist hierüber vollständig informiert. Ich glaube, daß dies eine glänzende Gelegenheit für Sie ist, die Kriegsanstrengungen in Amerika anzuknüpfen. Ich hoffe, mit Ihrer Zusage rechnen zu können.“

Stalin ist sicher hocherfreut über diesen Eifer, mit dem man in den USA seinem drohenden Hilferuf nachzukommen trachtet. Eine „Veranstaltung zur Förderung der Kriegsanstrengungen“ in den nächsten Wochen mit Ansprachen aller erlauchten „Oberhäupter“ der mit ihm verbündeten Demokratien ist zwar noch keine zweite Front, die ihm in Aussicht gestellt war, aber immerhin schon etwas! Im übrigen können sich die Veranstalter darauf verlassen, Stalin wird sich die „glänzende Gelegenheit zur Ankündigung, d. h. zur bolschewistischen Hebe und Agitation“ nicht entgehen lassen.

„Selbstmorden“ rationalisiert

Madrid, 8. Oktober. Die Washingtoner Regierung hat die Selbstmordtendenzen in USA neue Anweisungen für die Herstellung von Kriegsfilmern gegeben. Da Hollywood in der ihm eigenen

Pole

Der Kaiserhofmarschall um ihn zu Mittagstafel wünsch. Italiener gebietet und ebenso gute Schloßkuch geben und „Monsi“

bringe Er Weizenmehl Mais! Und dem König hallo! Das von Weiche Dresden um Nagbach um Abend mit zwischen Se Denn hinter einher, rech lagerte der Schwarzwa nächtliche Se nicht ganz rinde zu ei einem trock Landon drü stehe und Polenta au während W trodene W jenseits des aus dem S platten Er großen, mü „Was“, Regiment Kerl, und

Die an war der S großen, bla gebeugten vorlamen. „Guer s „das weis drüben bei e i n e r M gebrach u „Aber v nördlich Du wilst i „Oh, sel wenn Cu Augenschin sich überze „Aber w Der klei Augen, die goldenen S hatte mir schon aus d rief er na Er kann ja er lange r schwarzen bann rann binn und he befohlen. A fachen aufh paden woll und muster „Er ist Er auch, n schlicht, „Z von Freu lich, „Eine P

„Die ROMAN

Die

Doris T Harb. Th Bell, der z schiedentl Garten him ein und h stid war ei und zwei Kaffee, Zit idalt sah i Raum des europäisch Hausherrn Suppen un der linken S bundene re Gespräch g mit Harb. Da sah er d deren Seite träffiger M mit seinem dunkle Wä ten die Ba sicht den öp Deutsch der effant erzä alterlei Fr antwortete digte Art. ein. Manja, sich eine S schwermütig heimlich be fort war ei Nach ei Dorislag, alles erhob tia und la sicht zu ein einen plöb Doris sah e eine Entbe war ansche

**Erzählung
von Walther
Gottf. Klucke**

Eine Polenta ist das Gericht einer Nation, Majestät, ein paradiesischer, ein höllisch-sakramentaler, ein in satanischen Feuer gebadener Kuchen aus türkisem Weizen und italienischem Mais, gehüllt in einen dicken Mantel aus süßlichem Parmesan, übergoßen mit duftendem Saft aus ägyptischen Zwiebeln und Knoblauch aus Bulgarien und endlich gegossen in einem zweiten Mantel aus goldgelber Tiroler Butter, serviert schließlich in einer Sauce aus den herrlichsten Kräutern und Gewürzen der Erde als da sind:

„Halt!“, unterbrach er mich streng, „die Lorbeeren werden wir jetzt dem Laubdon abringen, und wenn wir die haben, wird Er mir eine Polenta backen! Melde Er sich dann - beim Kämmerer!“

„Jarwohl, Majestät!“ rief ich und half dem König mit meinen maroden Füßen und meinem Lobgagang auf die Polenta eine Schlacht gewinnen. Und seither muß ich sie immer wieder von Zeit zu Zeit, von Jahr zu Jahr auf die Tafel bringen — mit Lorbeeren, versteht sich! Und ohne die Polenta wäre Preußen an jenem Abend zugrunde gegangen, denn der König hatte es aus meinem Munde, daß der Laubdon brühen stand! Ja, bei Gott und allen guten Geistern:

Dschungel im Gewä

Als man Gewächshäuser zu bauen begann, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, zielte der Ergeiz vor allem dahin, bei größter Grundfläche eine möglichst große Höhe zu erreichen. Wenn man einmal in einem älteren Lexikon nachliest, so findet man aufgezählt, wer das erste, zweite und drittgrößte besitzt. Einmal lag das am Mittelalter der Technik, das eben angebrochen war.

Man baute damals ja mit gleichem Eifer Glaspaläste für Kunst- und andere Ausstellungszwecke, und jede Stadt, die etwas auf sich hielt, bekam eine „Passage“. Das war der Triumph der Eisenkonstruktion über die Natur: eine Ladenstraße, in der man promenieren konnte, ohne bei Regenwetter naß zu werden. Entsprechend populär waren damals auch die Gewächshäuser, allerdings nicht unter diesem wissenschaftlichen Namen, sondern als „Palmenhäuser“. Die Palme, in der Mazarinetzeit unentbehrliches Wohnzeugsquivalent wie heute der Gummibaum, einmal zwanzig Meter hoch und quasi „im Freien“ zu sehen – ebenso im Freien, wie die Passagen „Straßen“ waren – das galt damals als modischer Traum, als Sehnsucht der Kleinstädterin, die in die Weltstadt reiste.

Natürlich gibt es auch heute noch Palmen in den Gewächshäusern immer noch mit ihren Fä-

chern dicht unter dem Glasdach, wenn es auch zwanzig oder dreißig Meter hoch ist. (Man kann — im Zoologischen Garten — einem Adler den Käfig noch so geräumig bauen, er bleibt im Gejängnis!) Aber die Palmen nehmen nun nicht mehr Raum ein, als ihnen botanisch zukommt. Der Zweck des Gewächshauses ist nun instruktiv und experimentierend. Man kann hier Kaffee, Tee, Kakao, Zimmt und Tabak wachsen lassen, freilich auf Beeten, die ein Meter hoch über Seehöhe angedacht sind, gewissermaßen, damit die empfindlichen Eroten keine kalten Füße bekommen. Dennoch bleibt es meist bei Blättern. Lediglich aus belebenden Tafeln kann man erfahren, daß die Kakaobohne gären und vom Fetter befreit werden muß, ehe sie uns als Genußmittel dienen kann. Eher läßt sich schon die Banane zum Blühen und Fruchtragen bewegen. Wächst freist die ihre meterlangen Fächerblätter aus, und ihre Stiele sind am Stamm so stark wie ein kräftiger männlicher Oberarm. Auch hier kann der

Da lacht der zweite Zug!

Natürlich fehlen in einem modernen Gewächshaus auch die zahllosen Arten der *Kalteen* nicht. Reibdoff steht der Verehrer seiner kleinen Opuntien vor den Riesenexemplaren, die hier gedeihen, in Gemeinschaft mit mannshohen Cereen und baumstarker, verholzter Euphorbia. — Ein Haus fühlte sich hat natürlich die berühmte Victoria Regia. Aber ist es hier nicht wie mit der Venus von Milo oder der Mona Lisa im Pariser Louvre? Was so berühmte ist, kann unsere Ervarianung kaum noch befriedigen. Man meint, daß auch die Vereisung der anderen dafür mehr als Staunen sei und fühlt sich von dem weniger berühmten dankbarer anaxoan.

Frank Vogl.

Die reichshauptstädtischen Konzertveranstaltungen dieser Spielzeit wurden mit einer Folge von drei Abenden eröffnet, die dem zeitgenössischen Musikschaffen der zwischen 1900 und 1910 Geborenen galt. So hörte man Johann Nepomuk Davids dritte Sinfonie (ein voller Erfolg), Wilhelm Malers Violinkonzert, die von starker Eingebung und fester Gestaltung bestimmte Sinfonie Ernst Peppings (mit besonderer Beifall ausgezeichnet), neue Orchesterlieder von Harald Genzmer, Degens hymnische Feiern, muß, Schlemms Passacaglia-Variationen, Den Bergers Capriccio. Heinz Schubert, Wilhelm Maler, Karl Höller, Wolfgang Fortner, Paul Höffer und Hans Richter haften befruchtet mit ihren Werken den immerwärtigen Teil.

Lothar Band.

303 Frankfurt, 8. Oktober. In Frankfurt am Main wurde gestern Hermann Reutter's neuestes Musikwerk „Obdusseu“ uraufgeführt. Als bedeutend in gegenwärtiger Operndarstellung weist dieser „Obdusseu“ sich schon in seiner ersten Phase hervor. Die Aufführung von Rudolf Krosch aus der Zeit als Opernregisseur und Musikdirektor in Frankfurt, lässt den antiken Sagenstoff in freier, rhythmisch geordneter Sprache und in einer voll geistiger dreifacher Genese mit jenseit der Welt der Dichter abspielen. Einem „ersählenden Chor“ haben Dichter und Komponist aus hier eine wesentliche Funktion eingeräumt: in der Aufführung und Befestigung der „Taten und Leiden des Helden Obdusseu“ sowie zur begleitenden und überbrückenden Darstellung der Geschehnisse, die die Helden durchleben. Die „Taten und Leiden des Helden Obdusseu“ sind nach Krosch vom Helden und seiner Erueuerer des Bündnisses zwischen Obdusseu und Penelope eingenommen.

Heuter, von je der Kunst des guten Horichen von
sollstlichen Votassages mächtig, ist sich in der persö
lichen rößtlichen und thematischen Note und als Mä
sifer von edl plastischen, aber mit einer großen
über das Kunstpraktische hinaus, die Schöpfungsbemühung
der Kunstpraxis treu geblieben. Der tragvollen, fap
zischen Tönung des „Grece-Wildes“ und der unheimlichen
impolanten Diklärns der „Toten-Begegnung im Habes
stehen in reißvoller Klang- und Stimmungstransparenz
die Szene Offensiv-Kalvris und der Abschied der e
greifend mädchenhaft gezeichneten Kauslaa gegenüber.
Eine Krönung aber bedeutet der „Grece-Wildes“ in
der das Votage der Schöpfungsbemühung, Echos
zum Ganzen rundet: das aus antiken Vorbild
Zeitnähe und Zeitlosigkeit geräde Echos der heilich
männlichen Verwahrung in aller vom Schicksal auferle
ten Drangsal, das Echos tapferer Diesseits-Verhauung
und unüberbrückter Liebe zur Heimat Erde.

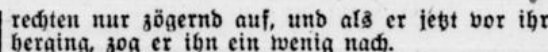
Dieser Sinngehalt hat zusammen mit den Eindrücke
von Dichtung und Musik zum befeisteten starken Wibe
ball beigetragen, den der große Einfluß der Franzosen
Eber mit Franz Schöpfungsbemühung an Lust, Genera
linterbau als ein schlagendes Beispiel und Heim
Zürgen als ein Vorbild erwirkten.

Fritz Rouquet.

Ein Gang durch die Gewächshäuser des Berliner Botanischen Gartens

Bildungsbegeisterte erfahren, daß die Banane ein botanisches Unikum ist. Durch jahrtausendelange menschliche Kultur besitzen ihre Früchte nämlich keine Samen mehr, d. h., die für den menschlichen Gaumen allein interessante Scheinfrucht ist gemäß den Wünschen der Züchter so zur Hauptsache geworden, daß ihr ihr ursprünglicher Zweck ganz entfiel. Vielleicht werden in tausend oder zweitausend Jahren auch die Äpfel und Birnen keine Kerne mehr haben.

Jede Zeit hat ihren modischen Eid. Als man sich die Wohnung mit Mothos und Ambra parfumierte, war die Pafme die große Mode. Im Zeitalter der Stahlmöbel wurde es der Summi- baum. Aber aber weiß, daß unsere Zimmer- pflanze, *Ficus elastica*, tatsächlich die Pflanze ist, aus der der Kautschuk gewonnen wird? Daß bei häufiger die subtropische Feige eine nahe Verwandte ist, dürfte auch nur wenigen geläufig sein. Ebenfalls, daß die Frucht dieses durch seine Blätter seit bib- lischen Zeiten berühmten Baumes in Wirklichkeit gar keine Frucht, sondern ein Blütenstand ist. Einen großen Raum nehmen in unseren Gewächshäusern natürlich die Orchideen ein, die heute bei den Damen in eben folchem Auf stehen, wie etwa vor zehn Jahren die ägyptische Königin Nofretete große Mode war. Wie rasch solche Lan- den vergehen, beweist gerade diese desolante Dame, deren ungerechte Verurtheilung seinerzeit die Kunst- historiker mit seinem noch so sachlichen Einwand dämpfen konnten. Die Orchideen also, ursprünglich Schmarober des Dschungels, aber auch sonst überall in der Welt in tragender Spieler verbreitet, ge- deihen in den Gewächshäusern des Berliner Bota- nischen Gartens in zahllosen Arten. Nicht weit von ihnen gibt es ein ganzes Haus mit fleischfressenden Pflanzen, jenen sonderbaren „Nautieren“ der Flora, die mit Vorliebe gefangene Fliegen verpei- sen. Zu den Orchideen weiß der Botaniker wieder Viehrreiches zu berichten. Da der Dschungel seine Nahresitz kennt, können sie es sich erlauben, so langsam zu wachsen, wie seine andere Pflanze ihrer Größe. Nach drei Monaten ist der Keimling etwa so groß wie eine normale Saat nach einer Woche, nach einem Jahr hat das Pflänzchen etwa die Größe, die unsere Pflanzen nach einem Monat haben. Nach sechs oder sieben Jahren blühen sie erst auf einem unproportioniert langen Stiel, den



Namada, die verbundene Hand auf dem Rücken, gefellte sich zu Dori. Sie betrat die Galerie: von dort aus führte eine steile Holzterrasse in den Garten. Morien, der jetzt vor ihnen ging, stieg jetzt langsam und unbeholfsen Stufe für Stufe hinunter. Da die Treppe sehr schmal war, kam der ganze kleine Zug dadurch ins Stoden. „Das haben Sie?“ fragte Namada. Morien kich, äheln und

„Nicht, sagte Yamada. Obwohl dies jedenfalls unwahrscheinlich ist. Er war sehr blaß, und Schweipersen standen ihm auf der Stirn. Dabel berückte er zu lächeln. „Ob“, sagte er, „es ist natürlich nichts von Bedeutung. Trotzdem habe ich starken Schmerzen. Vorhin merkte ich gar nichts, aber jetzt sind sie plötzlich da. Anscheinend eine Verlaumdung. Ich bin heute morgen gestolpert — nicht hingefallen, nein, so ist es nicht — nur über die Treppe gestolpert — am Bahnhof, als ich Yamada abholte.“

Jetzt schob sich Manja an Dori vorbei. Ihr Anblick trug einen besorgten Ausdruck. Sie blieb neben Morien stehen. „Bitte, beunruhige dich nicht“, lächelte Morien, „es ist wirklich nichts von Bedeutung. Du warst ja dabei, als es mir passierte. Wie kann man sich vorstellen, daß dabei eine Verlaumdung herauskommen kann! Und merkwürdig, daß sich der Schmerz erst jetzt meldet.“

„Mein Diener“, sagte Yamada, „wird sich die Sache ansehen. Er hat mir heute morgen auch die Hand verbunden. Ein tüchtiger Durche — war früher Sanitätsfeldat!“ — „Später“, antwortete Morien, „ich möchte Sie jetzt nicht inkommodieren.“

Sie betraten die Terasse. Morien hängte seinen Mantel bei Manja ein. An der anderen Seite ging Darby. Langsam kamen sie vorwärts. Auf dem Rasen stand in einem Halbkreis eine Gruppe von Liegestühlen. Dort nahm die kleine Gesellschaft Platz. Bell wechselte mit Dori einen raschen Blick. Sie hatten die gleichen Gedanken.

Sabei Yamada setzte sich neben Morien und begann mit ihm eine Unterhaltung. Die anderen hörten zu. „Ja, mein Lieber“, lächelte der kleine Japaner, „da hatten wir beide einen Unglücksfall voran: Sie stolpern und ich falle. Aber es wird vor-

übergeben, es geht alles vorüber.“ Und zu Manjassa sprach er:
 „Gehabt: „Bann! Und Sie eigentlich heute morgen ganz
 angekommen!“ „Im vier Uhr dreißig“, ant-
 wortete Manja. — „Du irrst dich“, rief Morien-
 ein, „der Zug hatte fast eine halbe Stunde Ver-
 spätung, so lange mußte ich warten. Er kam erst
 gegen fünf. Ueberrascht... mit dem Samers
 es ans, nicht und gar vorbei.“ — „Das dürfen Sie
 sich nicht einbilden“, sagte Yamada, „es ist noch
 zu früh.“

16.
In der Abenddämmerung erreichte Jürgen
Tizi mit seinem Wagen die ersten Häuser Lofios.
Es begann leicht zu regnen: ein milder, rieseln-
der Frühlingsregen. Er durchfuhr die endlosen
Vorhöfe mit ihrem Menschengewühl. Die Stra-
ßenbeleuchtung flammte auf, sie spiegelte sich im
nassen Asphalt. An den Seiten standen die sil-
bernen Kandelaber, und die Straßenbahnen lau-
sten dahin wie in jeder anderen Großstadt. Nur
die bunten Farbflecke der Frauenkimonos, die gab
es sonst nirgend. Aber Jürgen achtete auf nichts.
Er fühlte sich milde und gerschlagen von der lan-
gen, beschwerlichen Fahrt, verbraucht und ver-
schlauft. Dazu die wühlenden, schweren und trost-
losen Gedanken!

Es war alles zu Ende. Er würde Manja niemals wiedersehen, niemals ihre Stimme wieder hören. Der Traum war geronnen und nur Witterkeit zurückgeblieben, eine ungeheure, tödlich-kühle Witterkeit.

Nicht mehr daran denken! Fest das Hotelzimmer, ein Bad, etwas essen — und dann Schlaf, abgerundeter Schlaf. Und morgen Dori Fiskmann. Er lächelte müde. Jedesmal, wenn ihm Dori einsiel, wurde ihm etwas wärmer ums Herz. Sie war eine helle, freundliche Erscheinung. Sie hatte tiefen Anteil genommen an seinem Geschick und sich für alles interessiert. Er würde den morgigen Tag mit ihr verbringen, ihr das Erlebnis von Kishima schildern, ihr für alles danken — und dann Abschied nehmen. So gab es immer einige Dampfer im Hafen von Yokohama.

Zum Hotel wurde ihm ein Brief überreicht, der teilte mit:
 brach ihn sofort auf. Es war Doris' letzte, feilende Zeile.
 Hand. Sie schrieb ihm, daß sie im gleichen Stotterdenk-
 moone, ganz so wie es zwischen ihnen verdrängten
 werden sei. Er möge sich doch gleich nach seiner ersten
 Anstalt mit ihr in Verbindung setzen. Sollte sie nicht
 nicht antworten sein, so wisse der Empfänger, daß er
 wann sie heimkommen würde. Morgen, dachte Herr,
 gen, morgen ist auch noch ein Tag! Er fuhr fort,
 sein Zimmer hinauf, badete und schlief dabei fest;
 daß er zu müde war, um überhaupt noch etwas zu
 effen. Er benutzte die Zeit für Telefonate, man hatte
 dürfte ihn auf keinen Fall anrufen, auch wenn er
 noch so wichtig sei. Kaum hatte er sich hingelegt,
 als er schon hinüberdämmerte.

Er schloß seine zwölf Stunden. Als er auf-
 wachte, lag im Fenster ein heller, heiterer
 Massengedächtnis. Er trauerte unten im Restaurant
 flüchtig. Im Frühlingsort unter. Dort hatten

ihm den bedeutsamen Brief geschrieben; es war
nötig, sich bei ihm zu melden und ihm zu danken.
Aber was sollte er dem alten Freunde sagen?
Natürlich die Wahrheit, daß er mit Manja i
Rishima gesprochen habe und daß er sich entschl
sen hätte, endlich diecheidung zu treffen.

Harter war sehr erfreut, als er ihn anrief. Sie verabredeten eine Zusammenkunft in der Stadt. Harter schlug ein japanisches Gasthaus vor, den „Blumenmond“, und Jürgen war damit einverstanden. Man wollte dort speisen, und zwar mitags um halb eins.

Dann eilte sie sich Jürgen mit Doris Zimmer verbinden. Sie meldete sich, ihre Stimme klang freudig erregt. Schon gestern abend habe sie erfahren, daß er angekommen sei. Sie wäre bereit aufgestanden und spätestens in einer halben Stunde fertig. Er möge auf sie warten.

Er setzte sich in die Halle und begann eine Zeitung zu lesen. Sein Platz lag ziemlich nahe dem Wand, weitab vom Mittelgang. Die Halle war in diese Zeit fast leer, nur hin und wieder kamen Hetselgäste den Mittelgang herunter. Nach einer Weile legte er die Zeitung auf den Tisch, um das Leben und Treiben zu beobachten. Eine Gruppe von Männern erschien: unzweifelhaft waren es Amerikaner, man sah es sofort. Dann kamen zwei blonde, sehr nordisch wirkende Damen in Gesellschaft einer hübschen, jungen Japanerin, die europäische Kleidung trug. Im Momente, dachte Hetselgen, hätte sie noch vorteilhafter ausgesehen. Er zündete sich eine Zigarette an. Er fühlte sich frisch und ausgeschlafen. Sah das Leben heute nicht ganz anders aus? Er würde heimkehren nach Hamburg, dort viel Arbeit vorfinden, sein Segelboot auf der Elbe, seinen Bruder, Onkel Jens. Unschlüssig würde es ihm gelingen, Manja ganz zu vergessen. Er war jung und lebensfräftig.

Sein Blick schweifte wieder durch die Halle — und plötzlich brauste ein wilder Sturm durch ihre der die flackernde Kerze seines neuen Lebensmuths rasch auslöschte. Er sah Mania. Sie stand in der Nähe des Fahrstuhls und sprach mit dem Manager des Hotels. Sie trug ein lichtbraunes Kostüm mit einem kleinen braunen Hut. Sie nickte dem Mann nager zu und kam nun langsam durch den Mittelgang. Anscheinend war sie tief in ihre Gedanken versunken, sie sah vor sich hin. Ihr dunkles Haar schimmerte, ihr schwermüthiges Antlitz war ein wenig geneigt. Noch niemals, so schien es ihm, hatte er sie so schön gesehen. Jetzt hatte sie den Mittelgang durchschritten der Paae ließ die Thüre sich öffnen — und schon war sie seinem Blick entwichen. (Fortsetzung folgt.)

